
Theorie der digitalen Gesellschaft

Rezension von: Armin Nassehi, Muster.
Theorie der digitalen Gesellschaft,
C.H. Beck, München 2019, 352 Seiten,
gebunden, € 26,70;
ISBN 978-3-406-74024-4.

Mit seinem Buch „Muster“ möchte der Münchner Soziologe Armin Nassehi das tun, was der zweite Teil des Titels ankündigt, nämlich eine „Theorie der digitalen Gesellschaft“ vorlegen. Dabei will er sich der Thematik explizit anders zuwenden, als dies seines Erachtens viele Zeitgenossen tun, die auf die Folgen von Digitalisierung schauen, welche vielfach als disruptiv empfunden werden. Im Sinne der funktionalen Methode möchte Nassehi umgekehrt fragen, für welches gesellschaftliche Problem Digitalisierung eine Lösung ist. Auf diese Weise will er eine (funktionalistische) Erklärung für die rasante und umfassende Durchsetzung der Digitaltechnik in der Gesellschaft liefern. Was also ist das Problem?

Gestiegener Rechenbedarf

Das Bezugsproblem der Digitalisierung ist für Nassehi die hohe Komplexität der modernen Gesellschaft und – das mag zunächst paradox erscheinen – deren gleichzeitige Regelmäßigkeit. Die Heterogenität unserer Gesellschaft bedeute gerade nicht, dass es keine Strukturen und Regelmäßigkeiten – eben „Muster“ – mehr gebe. Diese seien allerdings so vielfältig, dass sie „mit bloßen Auge“ nicht mehr erkennbar seien (S. 39ff). Die moderne Gesellschaft sei so komplex, dass sie „ihrer

selbst kaum mehr mit analogen, sondern nur noch mit digitalen Mitteln ansichtig werden kann“ (S. 49). Um sich selbst in den Blick zu bekommen, beobachten zu können, sich selbst als Gesellschaft entdecken zu können, brauche die moderne Gesellschaft mittlerweile digitale Technologien, die große Mengen an Daten verarbeiten können.

Die erste Form der „digitalen Selbstbeobachtung“ der Gesellschaft – und damit die erste „Entdeckung“ der Gesellschaft – sieht Nassehi bereits im 18. und 19. Jahrhundert mit dem Aufkommen der öffentlichen Sozialstatistik. Diese sieht er als früheste Form der „digitalen, also zählbaren Form der Verarbeitung von Daten“, die Muster dadurch sichtbar mache, dass Merkmale in zählbare Daten transformiert und rekombiniert werden können (S. 31). „Latente Ordnungsmuster“ konnten durch die Erhebung von Daten und die Erstellung von Statistiken sichtbar gemacht werden, die zur Herstellung und zum Aufrechterhalt der staatlichen Herrschaft und Ordnung genutzt wurden. So konnten in den entstehenden Nationalstaaten z. B. verschiedene Bedarfe – an Nahrungsmitteln, Kanalisation, u. Ä. – errechnet und damit geplant werden. Pointiert fasst Nassehi zusammen: „Nicht der Computer hat die Datenverarbeitung hervorgebracht, sondern die Zentralisierung von Herrschaft in Nationalstaaten“ (S. 62).

Die zweite Entdeckung der Gesellschaft erfolgte laut Nassehi mit den Liberalisierungen und Pluralisierungen Mitte des 20. Jahrhunderts. Ebenso wie bei der ersten Entdeckung wurde hier laut Nassehi die „Gestaltbarkeit der Welt entdeckt“ (S. 60). Es wurden Versuche der Neugestaltung und Reform der Gesellschaft unternommen (z.

B. die Inklusion zuvor ausgeschlossener Gruppen ins Bildungssystem), die jedoch auf eine „widerständige“ gesellschaftliche Struktur trafen und diese somit erst zum Vorschein brachten (S. 47f).

Die dritte Entdeckung der Gesellschaft sei schließlich ihre aktuelle „digitale Entdeckung“ (S. 50). Die Aufdeckung von auf den ersten Blick unsichtbaren Mustern und Regelmäßigkeiten, wie zum Beispiel bei der Partnerwahl oder beim Einkaufen, durch digitale Technik sei „womöglich der stärkste empirische Beweis dafür, dass es so etwas wie eine Gesellschaft, eine soziale Ordnung gibt, die dem Verhalten der Individuen vorgeordnet ist“ (S. 50), ohne dass diese ihnen selbst transparent sei. Hiermit wendet sich Nassehi einmal mehr gegen Diagnosen, die digitale Praktiken heute als etwas Disruptives sehen und analysieren, denn sie würden genau auf das Gegenteil verweisen, nämlich auf die „merkwürdige Stabilität des gesellschaftlichen Gegenstandes“ (S. 42), seine Musterhaftigkeit. Dies ist für ihn allerdings auch eine Erklärung für das Unbehagen an der digitalen Kultur. Damit werde sichtbar, was vorher latent gehalten werden konnte: wie regelmäßig und berechenbar das Verhalten der Akteure tatsächlich sei.

Die Antwort auf die Frage nach dem Bezugsproblem der Digitalisierung, die in Kapitel 1 gestellt wird, lautet also, dass dieses die „Gesellschaftlichkeit der Gesellschaft selbst“ (S. 63) sei, also das Vorhandensein von „Mustern“ und Regelmäßigkeiten in unserem (Zusammen-)Leben, die allerdings nicht auf den ersten Blick sichtbar sind. Die Komplexität und gleichzeitige Strukturiertheit der Gesellschaft und ihr Beobachtungsbedarf können also als die

„funktionale Erklärung für den Siegeszug der Digitaltechnik“ (S. 67) angesehen werden. Während die ersten beiden „Entdeckungen der Gesellschaft“, also die Sichtbarmachung von latenten Strukturen durch das Sammeln von Daten und statistische Berechnungen, noch mit Papier und Bleistift erfolgen mussten, erleichtert die heutzutage zum Einsatz kommende Digitaltechnik dies erheblich. Zugespitzt formuliert: Wer viel zu rechnen hat (Problem), der kann einen Computer gut gebrauchen (Lösung). Pointiert man die These des Buches so, dann ist sie einerseits völlig überzeugend, erscheint andererseits geradezu trivial.

Verwandtschaft von Digitaltechnik und Gesellschaftsstruktur

Nassehi will aber nicht nur auf den „Rechenbedarf“ der modernen Gesellschaft hinweisen, sondern konstatiert darüber hinaus auch, „dass die Digitalisierung unmittelbar verwandt ist mit der gesellschaftlichen Struktur“ (S. 18). Hier argumentiert er differenzierungs- und systemtheoretisch im Anschluss an Niklas Luhmann.

Zunächst geht Nassehi auf die vor-moderne stratifikatorisch differenzierte Gesellschaft ein, in der alles nach „oben“ und „unten“ (Adel/Volk) strukturiert war, sodass es keine Probleme der Beschreibung und des Verstehens der gesellschaftlichen Ordnung gab: „Oben ist oben und unten ist unten, gleichviel, ob man von oben oder unten schaut“ (S. 39). Die moderne Gesellschaft ist jedoch primär funktional differenziert, also in eine Vielzahl sachlich unterschiedene Spezialsysteme für Politik, Wirtschaft, Recht, Wissenschaft, Religion, Kunst oder etwa Medizin. Dies steigert die gesellschaftliche Kom-

plexität enorm; und es ergibt sich auch das Problem der Perspektivenrelativität. Nassehi illustriert dies am Beispiel eines Buches, bei dem man aus wissenschaftlicher Sicht unter anderem danach fragen würde, ob logisch argumentiert wird, während sich unter ökonomischen Gesichtspunkten beispielsweise die Frage nach dem Preis stelle. Außerdem gibt es keine hierarchische Ordnung mehr. Die Funktionssysteme operieren vielmehr (prinzipiell) gleichrangig im Nebeneinander und ohne Steuerungsinstanz. „Aufgrund der Differenzierungsstruktur gibt es keinen Ort, der die Teile wirklich anordnet und integriert“ (S. 183). Auch staatliche Instanzen können die funktional differenzierte Gesellschaft nicht steuern.

Es stellt sich die Frage, wie in der modernen Gesellschaft überhaupt Ordnung möglich ist. Nassehi schreibt, dass Einfachheit nötig sei, die der Vielfalt einen Halt gibt, sodass es nicht zu haltloser Komplexität kommt (S. 176). Und weiter: „Diesen Halt scheint die moderne Gesellschaft in der Einfachheit der funktionalen binären Codierungen ihrer Funktionssysteme zu finden“ (S. 176). Beispielsweise ist es der Wissenschaft möglich, eine ungeheure Vielfalt an (strittigen) Theorien und Methoden zu entwickeln, gerade weil sie Halt findet in der Einfachheit ihres binären Codes (wahr/falsch), letztlich also alles auf Wahrheitsfragen rückbeziehen muss und darin eine (unstrittige) Regel findet. Die Verwandtschaft von funktionaler Differenzierung und Digitaltechnik sieht Nassehi nun darin, dass auch letztere binär operiert („0“ und „1“) und auf dieser einfältigen Basis ungeheure Vielfalt erzeugen könne.

Schließlich formuliert Nassehi als seine „Generalthese“: „Digitalität ist eine technische Form (...), deren Struktur

ein ähnliches Ordnungsproblem löst wie die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft: auf dem Boden eines einfältigen Mediums vielfältige Formen zu entwickeln. Da die Digitaltechnik exakt so gebaut ist und exakt dies kann, ist sie für die moderne Gesellschaft in dieser Weise anschlussfähig. Eine anders gebaute Gesellschaft hätte keine Verwendung für die Digitaltechnik gehabt“ (S. 177).

Bei dieser Thesenformulierung ist das Bezugsproblem also nicht lediglich ein Rechenbedarf, der sich aus gesellschaftlicher Komplexität in einem allgemeinen Sinne (etwa durch bloßes Bevölkerungswachstum) ergibt, sondern eben das spezifische Problem der Bearbeitung des Verhältnisses von Einfachheit und Vielfalt.

„Halt“ in ihrer binären Codierung finden allerdings nur die einzelnen Funktionssysteme innerhalb ihrer selbst. Geregelt werden dadurch nicht Beziehungen zwischen Funktionssystemen. Es fehlt, wie schon gesagt, eine zentrale Steuerungs- oder Kontrollinstanz. Die Einfachheit der Codes der Funktionssysteme führe außerdem dazu, dass die Systeme innerhalb ihrer selbst so gut wie keine weiteren Stoppregeln kennen. Ihre einzige Operationsbedingung sei eben die Anwendung ihres Codes. Die Digitaltechnik, die ebenfalls in dieser Weise operiere, halte also gewissermaßen der Gesellschaft einen Spiegel vor und mache auf die „kontrollaverse Kombination von Einfachheit im Medium und Vielfalt in der Form“ (S. 186) der gesellschaftlichen Funktionssysteme aufmerksam. Die Digitalisierung erscheint also nur als etwas so Neues und Disruptives, und zwar deshalb, weil sie die Gesellschaft auf ihre eigene, kaum zu kontrollierende Komplexität aufmerksam

macht, über die sie bereits seit dem 18. Jahrhundert verfügt; genauer gesagt: seit sie funktional differenziert ist.

Weitere Themen des Buches

Nachdem Nassehi in den ersten vier Kapiteln seines Buches die oben referierten Thesen entfaltet hat, schließen sich noch einige Kapitel an, die zumindest in Teilen auf frühere Arbeiten des Autors zurückgehen. Nach zwei Kapiteln, in denen Digitaltechnik „als“ Technik betrachtet wird und einem, in dem der Autor das Internet im Vergleich zu klassischen Massenmedien analysiert, kommt Nassehi in einer Auseinandersetzung mit gegenwärtig höchst aktuellen Fragen des Datenschutzes und der Privatheit noch einmal auf Unterschiede zwischen den oben angesprochenen „Entdeckungen“ der Gesellschaft zu sprechen.

Zunächst gewinnt man den Eindruck, dass Nassehi den Diskurs über Datenschutz in Zeiten von „*Big Data*“ als etwas überzogen empfindet. Er kommt auf seine Ausführungen zurück, die die Anfänge von „Digitalisierung“ bereits Ende des 18. Jahrhunderts verorten, und argumentiert, dass die „Privatheit“ die heute verteidigt werden sollte, so nie bestanden habe. Private Lebensformen seien immer schon „gesellschaftlicher“ gewesen, als es den gewohnten Anschein habe (S. 316). Die Idee von Privatheit sei „seit ihren Anfängen das Ergebnis gesellschaftlicher/staatlicher Kontrollstrategien“ (S. 312). Auf unmittelbare staatliche Kontrolle des privaten Lebens wurde nur verzichtet, weil selbstkontrollierte Menschen auch in der Privatheit aus dem „vermessenen Leben“ abgeleitete Standards und Regeln befolgten (S. 309ff). *Big Data* sei damit „letztlich nur eine

Vervollkommnung der quantitativen Erfassung und Vermessung der Gesellschaft, wie sie Ende des 18. Jahrhunderts begonnen hatte“ (S. 316).

Dann stellt er allerdings zwei zusammenhängende Aspekte heraus, die bei der derzeitigen „digitalen Entdeckung“ der Gesellschaft neu gegenüber den früheren seien: Einerseits würde nunmehr weniger der „Durchschnittsmensch“ als Adressat staatlicher Planungen im Mittelpunkt der Datensammlung stehen, sondern in Zeiten von „*Big Data*“ würden gerade der ansprechbare Einzelfall bzw. Sondergruppen von Interesse sein, und dies – zweitens – auch nicht mehr (nur) für staatliche Akteure, sondern insbesondere für diverse ökonomische Akteure, deren Geschäftsmodell auf den Daten basiere, die die typische Alltagspraxis in unserer Gesellschaft hinterlasse.

Kritische Betrachtung

Insgesamt ist Nassehis Umkehrung der Blickrichtung von den Folgen zu den Bedingungen der Digitalisierung unseres Erachtens anregend. Erstaunlich ist allerdings, dass Nassehi nicht auf das klassische Werk von Bettina Heintz (1993) eingeht, das genau diese Perspektivenumkehr bereits vornahm und insofern noch „fundamentaler“ ansetzt, als es jene historischen Wandlungsprozesse untersucht (die Entstehung der Mathematik und die Rationalisierung und Mechanisierung des gesellschaftlichen Lebens), die den Computer überhaupt erst denkbar gemacht haben. Andererseits nimmt Nassehi die Perspektivenumkehr aus einer spezifisch system- und differenzierungstheoretischen Perspektive vor. Darin kann der Neuigkeitswert seines Buches gesehen werden. Genau

aus diesem Grund ist es für ein Publikum von „Nicht-Systemtheoretikern“ allerdings möglicherweise nicht unmittelbar anschlussfähig.

Außerdem ist unseres Erachtens gerade die über die einleuchtende Rechenbedarfsthese hinausgehende systemtheoretische These der Verwandtschaft von Digitaltechnik und Gesellschaftsstruktur weniger überzeugend. Während die Funktionssysteme in ihrem Code einen „Halt“ finden, ist nicht ersichtlich, in welcher Weise die Digitaltechnik durch ihre binäre Struktur einen Halt finden sollte. Ist es nicht vielmehr so, dass sich beliebige Software auf Basis dieser technischen Infrastruktur entwickeln lässt? Insofern sind sich funktionale Differenzierung (hier gibt die Binarität Halt) und Digitaltechnik (hier tut sie es nicht) möglicherweise doch nicht so ähnlich.

Nassehi führt im Übrigen selbst aus, dass die Digitaltechnik quer zu den gesellschaftlichen Funktionssystemen liege und sich ein datenförmiges Netz über die gesamte Gesellschaft spanne. Außerdem kann in Zweifel gezogen werden, dass sich die historisch-empirische Durchsetzung der Digitaltechnik tatsächlich durch diese „Verwandtschaft“ erklären lässt. Nassehi weist allerdings ja darauf hin, dass er keine kausale, sondern, wie eingangs ausgeführt, eine „funktionale“ Erklärung anbieten möchte.

Dass Nassehi nur auf die gesellschaftlichen Bedingungen, aber nicht auch auf mögliche gesellschaftliche Folgen der Digitaltechnik schauen will, ist letztlich auch differenzierungs- und damit gesellschaftstheoretisch unbefriedigend. So kann nicht in den Blick kommen, ob Digitaltechnik möglicherweise einen transformierenden Effekt auf die Struktur der Gesellschaft hat.

Wie ist etwa die Gleichzeitigkeit wirtschaftlicher, politischer, wissenschaftlicher, religiöser usw. Sinnmuster zu deuten, die wir tagtäglich auf unseren Computerbildschirmen erleben? Ist es eine neue Form der Kopplung von Funktionssystemen oder gar eine (partielle) Entdifferenzierung? Oder zeichnet sich womöglich bereits eine neue Differenzierungsform der Gesellschaft ab? All das sind Fragen, die beispielsweise Dirk Baecker (2007) bereits aufgeworfen und andiskutiert hat, die Nassehi in seinem Buch aber nicht weiterdenkt.

Obwohl Nassehi mit seinem Buch gerade dazu beitragen möchte, einen soziologischen Diskurs über die digitale Gesellschaft selbst zu ermöglichen, könnte man unseres Erachtens außerdem einwenden, dass mit dem Tenor des Buches, „Digitalisierung“ sei im Kern nichts Neues, Kritik an den Ausprägungen und Folgeproblemen von Digitalisierung der Boden entzogen wird. Nassehi stellt eher Ähnlichkeiten als Unterschiede zwischen den verschiedenen „Entdeckungen“ der Gesellschaft heraus, die er beschreibt. Unseres Erachtens macht es aber doch einen erheblichen Unterschied, wer – um im Bild zu bleiben – die Gesellschaft „entdeckt“, auf welche Phänomene der „Entdeckergeist“ bzw. die Beobachtung gelenkt wird, und was mit diesen Beobachtungen angefangen wird, mit welchem Interesse sie zu welchem Zweck genutzt werden.

Nele Dittmar, Dennis Kirschsieper

Literatur

- Baecker, Dirk, Studien zur nächsten Gesellschaft (Frankfurt am Main 2007).
Heintz, Bettina, Die Herrschaft der Regel. Zur Grundlagengeschichte des Computers (Frankfurt/New York 1993).